Punkte, die unter Umständen nur durch das Mikroskop bemerkt werden können, weiß man ebenfalls sofort den Werth und die Farbe einer feinerKarten. Zu diesem Zwecke werden mit Hülfe einer sehr feinen Stahlnadel zwei Punkte von der Bildseite aus hineingestochen. Es entstehen hierdurch auf der Rückseite kaum sichtbare, eben nur fühlbare, kleine Erhöhungen, die man mit Hülfe des Daumens, der ja stets oben auf dem Spiel liegt, herausfühlt. Die Stelle, wo die Nadelstiche für Werth und Farbe hinkommen müssen, ersieht man zu deutlich aus Fig. 14.

Fühlt man da keine Erhöhung heraus, so ist die Karte Carreau 7. Man hat bei dieser Manier nur nöthig, mit dem Daumen einen halben Kreis zu beschreiben, um den Werth der Markirung zu erkennen. Diese Zeichen werden auf beiden Seiten der Karte ausgeführt, so daß man die Karte, wie sie auch zu liegen kommt, sofort zu nennen weiß.

Das Vergrößerungsglas.

Hat der Falschspieler kein sehr gutes Auge, so müßte er sich sehr stark biegen, um die Markirung herauszufinden. Ein derartiges Anschauen der Karten würde bei seinen Mitspielern selbstverständlich Verdacht erregen, und es wäre sicher bald um ihn geschehen. Da das Benehmen eines feineren Falschspielers äußerlich den Gentleman verräth, so wird er stets einen Kneifer im Auge tragen. Dieses scheinbare Augenglas hat jedoch den Zweck, Alles damit Gesehene zu vergrößern. Er sieht die Markirungspunkte, ohne sie sich erst in verdächtiger Weise nahe bringen zu müssen.

Der Poterring.

Ein geschickter und routinirter Falschspieler kommt nie in Verlegenheit. Befindet er sich beispielsweise in Gesellschaft, und man arrangirt ein Jeu mit irgend einem beliebigen Spiel, so könnte man vielleicht glauben, er sei vollständig lahm gelegt. Nein, dem ist nicht so. Er markirt die Karten während des Spielens. Er bedient sich hierzu eines vollständig unauffälligen Requisits, eines Siegelringes, den er auf dem Zeigefinger der Rechten trägt. Unten, d. h. nach innen zu, ist an dem Ring eine kleine, winzige Nadelspitze angelöthet. Diejenigen Karten, die ihm während des Spielens in die Hand kommen und die er für sich vortheilhaft findet, werden mit Hülfe der Nadelspitze durchstochen resp. markirt. Er legt zu diesem Zwecke die Ecke der betreffenden Karte an die Nadelspitze und drückt sie mit dem Daumen ein wenig heran, und die Markirung ist fertig. Auch giebt's noch andere Mittel, vermittelst welcher man die Karten während des Spielens markiren kann, jedoch halte ich den Poterring für das beste und unauffälligste Requisit für diesen Zweck. Fig. 15 giebt den Poterring in natürlicher Größe wieder.

Fig. 15.

Die Tabaksdose.

Der Falschspieler besitzt aber auch selbst ohne Poterring und vorher markirte Kartenspiele Mittel, die zu vertheilenden Karten zu erkennen, um danach seine betrügerischen Dispositionen zu treffen. Er nimmt während des Spielens seine Tabaksdose heraus, öffnet sie und bietet seinen Mitspielern eine Prise an, die ja immer gernwillig angenommen wird. Die Dose ist zwar ein Souvenir von seinem Urgroßvater und ist oben auf dem Deckel mit einem prachtvollen emaillirten Porträt verziert. Jeder bewundert der Reihe nach die wunderbare Emaille vergangener Zeiten. Das Spiel wird fortgesetzt, und der gute Mann stellt die Dose, wie üblich, vor sich zu fernerem Gebrauche auf den Tisch hin. Während dieses Hinstellens drückt der Besitzer der Dose auf eine geheime Stelle im Deckel, wodurch sich das Porträt verschiebt und einem ebenso großen Spiegel Platz macht. Nehmen wir nun an, er ist Banquier resp. Kartengeber, so hält er das Spiel über die Dose. Die Karten, die er seinen Mitspielern giebt, spiegeln sich unten im Spiegel ab. Er hat weiter nichts zu thun, als in den Spiegel zu sehen, wodurch er genau weiß, welche Karten seine Mitspieler haben. Der hierdurch erzielte Vortheil ist so klar, daß er nicht erst erörtert zu werden braucht. Durch einen zweiten Druck am Deckel erscheint wieder das Porträt und verdeckt den Spiegel, und offerirt er nun wieder eine schöne Prise.

Der Kiebitz.

In vielen Fällen arbeitet der Falschspieler in Kompagnie und bedient sich gar keiner mechanischen Mittel. Unter diesen Umständen ist einer der Mitspieler sein geheimer Famulus. Der etwaige Gewinn wird nachher unter Beiden getheilt. Dieser Famulus sitzt quasi als Liebhaber bei einem der Mitspieler und sieht sich den Gang des Spieles an. Durch kaum bemerkbare Zeichen giebt er seinem Socius die in der Hand des Mitspielers sich befindenden Karten an, worauf-hin der Falschspieler sein Spiel arrangirt und zu jenem Vortheil ausnutzt.

Das bisceautirte Kartenspiel.

Diese Kartenspiele sind nach einer Richtung keilförmig beschnitten. Der von beiden Seiten abgeschnittene Theil ist so winziger Natur, daß selbiger von gewöhnlichen Spielen keines zu unterscheiden ist. Siehe Fig. 16.

Liegen alle Karten nach einer Richtung hin, und dreht man eine Karte um, so kann man das Spiel von Anderen mischen und abheben lassen. Man fühlt die Karten an der schmalen Seite des ganzen Spieles dadurch, daß sie durch das Umdrehen mit dem breiteren, oberen Theil an der Schmalseite zu liegen kommt, ohne Weiteres heraus und kann man auch selbige im Nu mit Hilfe der Finger beider Hände, die man an die Seite des Spieles legt, herausziehen und obenauf legen. Der Falschspieler braucht z. B. die besseren Karten, wie Aß, König, Dame und Bube für sein Spiel, so dreht er diese Karten im Spiele um, läßt sie mischen und abheben. Er giebt seinen Mitspielern und sich Karten und wenn er der besseren Karten benöthigt ist, so zieht er sie gegebener Weise aus dem Spiele und legt sie ebenso schnell nach oben. Fig. 17 zeigt deutlich die Manipulation des Hinausziehens der betreffenden Karten.

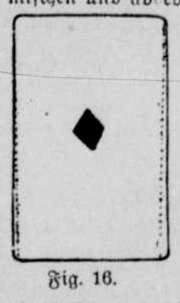

Fig. 16.

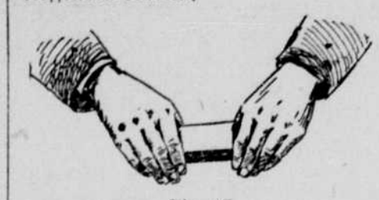

Fig. 17.

In bisceautirten Karten giebt's noch eine andere Manier, die in der Hand des Falschspielers noch gefahrlicher wirkt. Die besseren Karten: Asse, Könige, Damen und Buben sind convex und die niedrigen concav beschnitten, wie es Fig. 18 und 19 zeigt:

Im Allgemeinen bedienen sich dieser Karten nur Falschspieler niedriger Art, also solche, die die Spelunken etc. besuchen, obwohl sie überall eine gefährliche Waffe bilden.

Fig. 18.

Fig. 19.

Wie kommen markirte Karten in die Clubs.

Ein bis zwei Tage vor der Veranstaltung des Jeus begiebt sich der Faschspieler in das Geschäft, von dem der betreffende Club in der Regel seine Karten bezieht und kauft ein bis zwei Dutzend Kartenspiele. Tags darauf begiebt er sich mit den gekauften und bezahlten Kartenspielen von Neuem nach dem Geschäft und bittet, ihm die Karten gegen andere umzutauschen, da ihm die Farbe nicht gefiele. Der Kaufmann, der hierdurch keinesfalls geschädigt ist, zeigt sich seinem Kunden gegenüber koulant und tauscht sie ihm gegen andere aus. Der Betrug ist dadurch vollständig vorbereitet. Während der Nacht hatte der Falschspieler sämmtliche Karten gezeichnet. Durch ein in der Prestidigitation bekanntes Mittel öffnete er den Verschluß, nahm die Karten heraus, und nachdem selbige markirt worden sind, legte er sie zurück in die Umhüllung und klebte den Verschluß wieder zu. Bei Bedarf im Club läßt man von dem Kaufmann die Karten kaufen, und da sie in ihrer Hülle sich unversehrt befinden, so hat Niemand von dem voraufgegangenen Betrug eine Ahnung.

Kümmelblättchen.

Es ist dies ein Spiel, das mit drei beliebigen Karten vor sich geht und wobei der Betrug vor Aller Augen ausgeführt wird, ohne bemerkt werden zu können. Der Gang des Spieles ist wie folgt. Man braucht zwei Pointkarten und eine Figur, nimmt je eine Pointkarte in jede Hand und außerdem noch die Figur in die Rechte. In Fig. 20 ist die Haltung der drei Karten genau ersichtlich.

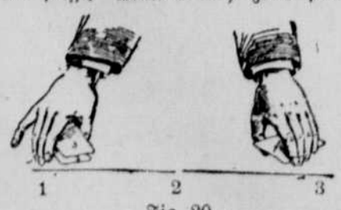

Fig. 20.

1 und 3 sind die Pointkarten, 2 hingegen die Figur. Auf dem Tische sind die Nummern 1, 2 und 3 mit weißer Kreide aufgeschrieben. Der Spieler wirft also die Pointkarte 1 auf Platz 1, die Figur 2 auf Platz 2 und schließlich die Augen-Karte 3 auf Platz 3. Es handelt sich hierbei zu errathen, wo die Figur liegt. In dem hier gezeigten regulären Falle liegt die Figur natürlich in der Mitte auf Platz 2. Der Falschspieler geht jedoch ganz anders zu Werke. Anstatt aus der Rechten die Figur 2 auf Platz 2 zu werfen, schleudert er behend Pointkarte 3 auf Platz 2, um schließlich Figur 2 auf Platz 3 zu legen. Wenn geschickt ausgeführt, so ist diese durchaus offene Täuschung absolut nicht zu merken. Die Mitspieler setzen natürlich kleinere oder größere Summen auf Platz 2, indem sie Alle glauben, die Figur befinde sich da. Werden aber die Karten aufgedeckt, so sehen sie ein, daß sie verloren haben, da die Figur auf Platz 3 liegt. Der Falschspieler streicht sich das Geld ein und beginnt das Spiel von Neuem. Sehr oft wird er die Mitspieler auch gewinnen lassen. Denn, würde er immerzu gewinnen, so könnten die Mitspieler leicht Verdacht schöpfen. Auch pflegt man manchmal bei der Figur ein Ohr zu biegen, um selbe nachher zu erkennen. Aber auch dies Mittel versteht ein geübter Betrüger wett zu machen. Während des Spielens versteht der Falschspieler das Ohr zurückzubiegen und einer der anderen zwei Karten ein solches anzubringen. Die Mitspieler sind so doppelt betrogen. Man lasse sich daher niemals mit Leuten ein, die ein „Kümmelblättchen" proponiren. Diese Herren pflegen hierin wahre Specialitäten zu sein und sind schwer zu ertappen.

Das Packen der Karten.

Unter „Packung" versteht man eine Zusammenstellung einer Reihe von Trumpf und höheren Karten, die man dann geschickt auf das gemischte und abgehobene Spiel bringt. Ist also der Falschspieler Bankier, so hat er sich vorher beim Zusammenraffen oder Durchsehen des Spieles diese für ihn vortheilhaften Karten angeeignet und hält sie in der hohlen Hand verborgen, wie in der Abtheilung: „Das Wegnehmen" schriftlich und bildlich erklärt ist. Das Spiel läßt er dann gut durchmischen und abheben, und, wenn er dann das Spiel vom Tisch nimmt, um in die linke Hand zu geben, so legt er gleichzeitig die in der Hand verborgen gehaltene Packung und vertheilt dann die nöthige Anzahl Karten unter sich und seinen Mitspielern. Die Karten in der Packung sind stets so geordnet, daß der Falschspieler die besten Karten erhält und so stets gewinnen muß. Natürlich hat jedes Spiel eine andere Art Packung, d. h. die Karten in der Packung sind bei jedem Spiele anders zusammengestellt. Wer ein Spiel genau kennt, setzt sich diese Packung leicht selbst zusammen. In Clubs, wo bedeutende Summen gesetzt werden, ist die Taktik der Packungen eine andere. Bei solch' hohen Einsätzen ist die Aufmerksamkeit der Mitspieler eine weit größere. Die geringste Bewegung, die nicht zum Spiel gehört, wird verdächtig, und auf solch' unsichere Wege läßt sich ein routinirter Falschspieler nicht ein. Die Weste ist unter dem Rock mit zwei bis drei Taschen derart versehen, daß inwendig die Packungen verborgen liegen. Die Packungen stehen aus den Taschen so ziemlich zur Hälfte heraus. Der Rock verdeckt diese ganze Vorrichtung. Der Falschspieler braucht nur unter die Rocklappe zu gehen, und im Nu haben die Finger eine Packung ergriffen und sie in der Hand verborgen. Er bringt die Packung jetzt ebenso auf das Spiel, wie oben mitgetheilt. Allerdings hat sich das Spiel um 8 bis 10 Karten vermehrt, aber diese kleine Vermehrung kann Niemand bemerken, und dies noch um so weniger, als die Spiele in besseren Clubs nur einmal gebraucht werden und dann sofort in den Korb nach einmaligem Durchspielen wandern. Fig. 21 zeigt deutlich die präparirten Taschen und die darin verborgen gehaltenen Packungen.

Fig. 21.

Domino falsch zu spielen.

Man nimmt einige Steine mehr, als man zu nehmen berechtigt ist. Da die Steine nicht viel Raum einnehmen, so kann man selbe in der Hand sehr leicht verborgen halten, ohne daß dies bemerkt wird. Es ist ein Leichtes, einige auf dem Tisch stehende Steine gegen bessere in der Hand verborgen gehaltene einzutauschen, und schließlich selbe zu den auf dem Tische noch liegenden Steinen unbemerkt zu bringen.

Falsches Würfelspielen.

Beim Würfelspielen: „Wer mehr wirft, gewinnt" kommt es hauptsächlich darauf an, einen größeren Wurf zu machen. Die Chance sich zu sichern, daß mindestens 1 Würfel unter dreien auf 6 fällt, hat man dadurch, daß man den Würfelbecher mit der Linken flach auf den Tisch legt und mit der Rechten alle drei Würfel hineinschiebt. In Wahrheit schiebt man jedoch nur zwei Würfel hinein, während man den dritten mit der Hand an den Rand des Bechers drückt. Da dieser dritte Würfel oben 6 trägt, schüttelt man mit beiden Händen den Becher. Die Spieler können es unmöglich unterscheiden, ob im Becher 2 oder 3 Würfel hin und her klappern. Man legt dann den Becher wieder flach auf den Tisch, läßt die Rechte los, wodurch der fest gehaltene Würfel auf 6 stehen bleibt, zieht mit der Linken den Becher weg, wodurch die 2 Würfel aus dem Becher auf den Tisch zu liegen kommen.

Folgen der englischen Rechtschreibung

Aus der „Chicago Abendpost".

Im Professorencollegium der „Chicago University" hat nach mehrstündiger Debatte die „Buchstabir-Reform" einen Sieg errungen. Das Collegium beschloß, allerdings nur mit einer kleinen Mehrheit, hinfort in den amtlichen Veröffentlichungen der Universität die „phonetische Orthographie" einzuführen, das heißt die Wörter ihrem Laut nach zu buchstabiren und Ueberflüssiges wegzulassen. Man will dabei schrittweise vorgehen, und hat vorerst für die nachstehenden Wörter die Reformschreibweise angeordnet; es soll hinfort geschrieben werden:

program anstatt programme,
tho anstatt though,
altho anstatt although,
thorofare anstatt thoroughfare,
thru anstatt through,
thruout anstatt througout,
catalog anstatt catalogue
prolog anstatt prologue,
decalog anstatt decalouge,
demagog anstalt demagogue,
pedagog anstatt pedagogue.

Von Zeit zu Zeit sollen dann weitere Reformen angeordnet werden, und die Universität wird versuchen, andere Bildungsanstalten zu bewegen, in gleicher Richtung vorzugehen, und für die Annahme der jetzt dem Congreß vorliegenden Bill zu wirken, welche den „öffentlichen Drucker" anweist, in allen amtlichen Veröffentlichungen die Laut-Orthographie anzuwenden. Diese Bill wurde von der „American Philological Association" ausgearbeitet und empfiehlt die folgenden Reformen:

1. Das ue am Ende von Wörtern ist fallen zu lassen, wo der vorhergehende Vokal einen kurzen Laut hat (catalogue — catalog).

2. Das e am Schluß von Wörtern ist wegzulassen, wo der vorhergehende Vokal kurz ausgesprochen wird (opposite — opposit).

3. Das te soll verschwinden am Schlusse von Wörtern wie quartette.

4. Anstelle des gh und des ph ist das f zu setzen in Wörtern wie enough — enuf.

5. Das me ist fallen zu lassen in Worten wie programme.

6. Solche Wörter wie though und through sind phonetisch zu buchstabiren, also tho und thru.

Kein Mensch wird bestreiten wollen, daß die englische Sprache ungeheuer viel Ballast enthält, den sie mit Vortheil entbehren könnte, und daß die englische Rechtschreibung einer Reform viel dringender bedarf als die deutsche, aber Jeder wird auch schnell erkennen, welch' ungeheure Aufgabe des Reformators der englischen Orthographie harrt. Gegenüber dem Versuche, für die englische Sprache die Lautorthographie einzuführen, ist die Aufgabe, die deutsche Rechtschreibung von ihrem Ballast zu säubern, das reine Kinderspiel. Die jetzt angeregten Neuerungen ließen sich am Ende unschwer durchführen, aber wenn das gelingt, so kann das doch nur als ein sehr, sehr kleiner Anfang gelten. Wenn wirklich phonetisch geschrieben werden soll, so harren der Reformer noch ganz andere Aufgaben, und die Professoren hatten nicht so ganz unrecht, die gestern behaupteten, Vorbedingung für eine phonetische Orthographie sei eine Vermehrung des englischen Alphabets, und es wird sehr Viele geben, die mit denjenigen Professoren übereinstimmen werden, die sich zu der Ansicht bekannten, daß eine englische Rechtschreibung nach dem Laut undurchführbar sei. Wie will man es zum Beispiel, um nur einige Schwierigkeiten anzudeuten, halten mit solchen Wörtern wie door und poor — ist das eine dor oder dore, das andere pur zu schreiben? — und wie ist's mit bore und mit boar. Jetzt hat sowohl das u wie das oo den u-Laut — zu Zeiten. Will man nun den U-Laut immer mit u ausdrücken, wie in dem jetzt angeordneten thru, oder will man andere Wörter bei dem oo belassen, wird man Sioux nach der Reform-Schreibweise Su oder Soo schreiben? Wie ist es überhaupt mit der unendlich verschiedenen und sehr oft ganz willkürlichen Aussprache aller Vokale zu halten? Jedenfalls ließen sich noch viel auffälligere Beispiele anführen für die großen Schwierigkeiten, welche der englischen Sprachreform gegenüberstehen und für die völlige Umwandlung, welche die englische Rechtschreibung erfahren müßte, sollte bei ihr wirklich der Laut maßgebend werden. Aber schon das Gesagte wird genügen, die Schwierigkeiten anzudeuten, und die Hoffnung auf baldigen Erfolg der in Frage stehenden Reformbewegung auf ein Minimum herabzudrücken oder ganz verschwinden zu lassen.

Kriegstelegramme.

Wie die Zeitungen ihre Nachrichten vom Kriegsschauplatz erhalten, darüber theilt der Leiter eines der führenden Londoner Morgenblätter interessante Einzelheiten mit: Die Cabeltelegramme, die den Zeitungen vom Kriegsschauplatz in Transvaal gesandt werden, gehen über die Leitung der Eastern Telegraph Company, und die gewöhnliche Taxe vom Kap beträgt einen Dollar pro Wort. Beim Ausbruch des Krieges gewährte die Gesellschaft der Presse aber Ermäßigungen und rechnete das Wort nur 40 Cents, schließlich nur 25 Cents an, wenn die Zeitung sich verpflichtete, Cabeldepeschen mindestens für 5000 Dollars aufgeben zu lassen. Das sieht zunächst aus, als ob die Zeitungen ein glänzendes Geschäft dabei machten, aber in Wirklichkeit ist es immer ein Risico, da unter dieser Bedingung geschickte Nachrichten nicht sofort befördert werden, so daß die Blätter, um die Depeschen ohne den geringsten Zeitverlust zu erhalten, sich fast immer gezwungen sehen, auf die gewöhnliche Taxe von einen Dollar pro Wort zurückzukommen. Natürlich giebt es so enorme Rechnungen. Beispielsweise kostete ein einziger, gar nicht langer Cabelbericht über die Schlacht von Elandslaagte einer Zeitung 1600 Dollars. Natürlich wissen die Kriegscorrespondenten dies und sparen möglichst Worte, aber wenn der Krieg erst in vollem Gange ist, entstehen oft außerordentliche Schwierigkeiten für die Zeitungen, ihren Berichterstattern neue Instructionen, die sich als nöthig erweisen, zu ertheilen. Im jetzigen Kriege sandte ein Berichterstatter seinem Blatte Meldung nach Meldung über denselben Gegenstand, und jede kostete 100—150 Dollars, sie mußten aber alle nach Empfang als unverwendbar in den Papierkorb wandern. Die Redactionen der Zeitungen haben daher vor Kriegsgerüchten die größte Furcht. Der Krieg bedeutet für sie meistens eine vermehrte Arbeit und erhöhte Lasten, selten einen Vortheil. Ein oder zwei Abendzeitungen haben mehr Personal während des Krieges eingestellt, aber die Morgenblätter haben keine Aenderung eintreten lassen. Zweite Redacteure, die die Expedition sonst um 3 Uhr Nachts verließen, müssen jetzt bis 6, 7 oder 8 Uhr dableiben, manchmal auch länger, beginnen aber dann Abends etwas später.

Vermischtes.

In England haftet das politische Wahlrecht bekanntlich am Hause, nicht an der Person: Nur ein Hausinhaber besitzt Stimmrecht, und für die Communalwahlen können es auch die Frauen ausüben. In dem Städtchen Hartlepool kam es darob zum Conflict zwischen einem jungen Ehemanne und seiner besseren Hälfte, zu dessen Austragung das zärtliche, liebende Paar das Gericht anrief. Der Mann war Unionist, die Frau liberal: also unüberbrückbare politische Gegnerschaft, und jeder Theil wünschte das Stimmrecht zu Gunsten seiner Partei auszuüben. Die politische Gattin erklärte, das Haus gehöre ihr, Männchen wohne erst seit Juni darin, seit dem Tage ihrer Hochzeit. Sie bezahle die Steuern aus ihrem Privatvermögen, und demzufolge gebühre ihr das Stimmrecht. Sie verweigere es ihrem Manne, weil er ein Conservativer sei — wenn er zu den Liberalen übergehen wollte, wäre sie bereit, es ihm zu lassen. Aber der Gatte erwies sich als Mann von echter politischer Ueberzeugung, er verweigerte die Fahnenflucht, und so wurde er vom Richter abgewiesen und das Stimmrecht der Frau zugesprochen.

* * *

Ein Land, in welchem die wilden Thiere heerdenweise spazieren zu fahren scheinen, giebt es in Europa; dieses Land ist Belgien. In einem mit peinlicher Gewissenhaftigkeit ausgearbeiteten Erlaß, in welchem nicht das Geringste vergessen ist, hat der belgische Eisenbahnminister genau vorgeschrieben, unter welchen Bedingungen exotische Bestien auf belgischen Eisenbahnen befördert werden dürfen. Löwen, Jaguare, Panther, Bären, Wölfe und Hyäen sind von der Beförderung auf Personenzügen vollständig ausgeschlossen; sie müssen in Güterzügen Platz nehmen, und zwar in festen, wohlverschlossenen Käfigen. Zebras, Lamas, Gazellen und Antilopen werden behandelt wie Esel; der Erlaß sagt leider nicht, wie Esel auf der Bahn behandelt werden, man darf aber annehmen, daß sich gegen ihre Beförderung im Allgemeinen nichts einwenden läßt, vorausgesetzt, daß sie die Platzkarte bezahlen können. Büffel, Hirsche und Giraffen werden auf den belgischen Eisenbahnen den Ochsen gleichgestellt; Elefanten, Nashornthiere und Nilpferde reisen dagegen ebenso bequem wie Pferde. Nur über das Kameel sagt der Erlaß gar nichts. In Belgien scheint es keine Kameele zu geben .....

* * *

In dem jetzt in Paris aufgeführten Stück Robinson Crusoe ist den Thieren zum ersten Mal eine Gelegenheit geboten worden, als Schauspieler vor die Oeffentlichkeit zu treten. Die Nature veröffentlicht nun eine interessante Biographie der darin auftretenden Thiere. Es sind das ein Hund, ein Affe, eine Ziege und ein Papagei. Die Rolle des Papageis hat wenig Bedeutung für sein Spiel, denn er ist ausgestopft. Die Rolle der Ziege beschränkt sich darauf, einige Kräuter zu essen, woran man sie leicht gewöhnen konnte. Schwerer schon lernte der Affe, was sich schickt. Er rebellirte gegen die ehrwürdigsten Lehrer des Conservatoriums und kratzte sich weiter, trotzdem man ihm diese auf der Bühne unschickliche Geste energisch abzugewöhnen suchte. Ebenso große Mühe machte es, ihn daran zu verhindern, im Saal umher zu spazieren. Neben diesem undankbaren Schüler muß man die gelehrigen Anlagen und das wirkliche Talent des Hundes Toby bewundern. Toby ist ein angenommener Name, auf den der Hund nur auf der Bühne hört. In der Stadt ist er Karo II und stammt von einer edeln Rasse. Er ist nicht Schauspieler von Beruf, aber für die Dauer der Vorstellungen engagirt. Mit gleicher Leichtigkeit hat er seine neue Rolle erfaßt. Er trägt Gemüse und steigt eine Leiter hinauf. Er legt edle Gefühle an den Tag und copirt dabei Robinson. Sein Betragen in den Pausen ist tadellos. Er schläft zu den Füßen seines Direktors und geht gehorsam, ohne zu bellen, wenn der Regisseur ihn ruft, auf die Bühne. Er hat den Typus des Hundes, wie er sein soll, auf die Bühne gebracht.

* * *

„Interview" nennt man die Unterhaltung einer Person, die gewisse Dinge erfahren möchte, mit einer Person, die gewisse Dinge kennt oder zu kennen vorgibt. Die Bezeichnung ist aus Amerika gekommen, die Sache selbst ist sehr alt und war in Europa bereits vor der Entdeckung Amerikas bekannt. Ist doch die sogenannte mündliche Ueberlieferung nichts, als eine lange Kette von Interviews, und bis zum heutigen Tag war der Historiker, der die Geschichte seiner Zeit schrieb, nichts Anderes als ein Interviewer, der Historiker, der die Geschichte alter Zeiten berichtete, nichts Anderes als ein Sammler von Interviews. In Wirklichkeit stammt das Interview aus der Zeit, in der es den Menschen zum ersten Mal nach Erkenntniß verlangte, also aus der Zeit des Paradieses. Kein Volk hat mit solcher Leidenschaft interviewt, wie die Griechen. Ihre Neugierde und ihre Redseligkeit scheinen gleich unerschöpflich gewesen zu sein. Stets waren sie zu Erzählungen, stets zum Anhören von Geschichten bereit. Der Ahnherr aller Reporter ist Herodot. Er hat Egypten, Lybien, Palästina, Assyrien, Kolchis und Thracien bereist und mit den ihm begegnenden Leuten, mit Priestern wie Landesbewohnern und fahrendem Volk Unterhaltung gepflogen. Alles, was ihm auf seinen Wegen erzählt wurde, hat er wieder berichtet und die Mittheilungen des Einen durch die Mittheilungen des Andern controllirt. Bis nach Oberegypten ist er gewandert, um sich bei den Priestern von Heliopolis zu vergewissern, ob ihn die Priester von Memphis nicht getäuscht haben. Häufig findet man in seinen Berichten die Bemerkung, daß das Erzählte mit Vorbehalt aufzunehmen sei, eine Gepflogenheit, die seine Nachfolger nicht allzueifrig nachahmen. „Ich muß berichten, was man mir erzählt hat, aber ich muß es nicht glauben," fügt er bei Wiedergabe unwahrscheinlicher Geschehnisse hinzu.

* * *

Der Briefkasten einer französischen Frauenzeitschrift ließ kürzlich einer Neuvermählten auf die Anfrage, wie sie ihren Gatten behandeln müsse, folgende ergötzliche Antwort zukommen: „Viele Männer, die mit den besten Vorsätzen in die Ehe treten, werden durch schlechtes Kochen verdorben. Manche Frauen brühen ihren Mann zu sehr, andere übergießen ihn zu häufig mit kaltem Wasser, wieder andere legen ihn beständig in Essig und die Mehrzahl heizt den Bratofen, in dem sie ihn schön goldbraun zu rösten wünscht, viel zu stark. Kein Wunder, wenn der Gatte, den eine in der Kochkunst bewanderte Frau sehr zart und wohlschmeckend zubereiten kann, schließlich zäh und ungenießbar wird. Wünscht man nun einen wirklich guten Ehemann, so gehe man vorsichtig zu Werke. Vor Allem ist es nothwendig, ihn persönlich auszusuchen. Marktwaare kann nicht empfohlen werden, die vor die Thür gebrachten Gatten sind stets vorzuziehen. Man lasse sich nicht durch ein silbern oder gar goldig glänzendes Aeußere täuschen; die zuerst gar nicht in die Augen fallenden Männer sind die besten. Hauptsächlich achte man darauf, daß die Leinwand, in die man sie hüllt, schön weiß, undurchlöchert und mit der nöthigen Anzahl von Bändern versehen ist. Die kluge Frau wird ihren Gatten nie zu lange und mit Gewalt im Kessel halten wollen. Er bleibt schon von selbst, sobald ihm der Aufenthalt darin angenehm gemacht wird. Man ängstige sich nicht, wenn er einmal überkocht, er beruhigt sich auch schnell genug wieder. Zucker in Form von Küssen mit Maßen angewendet, ist gut. Essig oder Pfeffer gebrauche man auf keinen Fall, dagegen kann ein wenig Gewürz nicht schaden. Nie aber lasse man sich's einfallen, mit einem scharfen Instrument zu probiren, ob er zart genug ist. Man rühre ihn nur behutsam mit einem herzförmigen Löffel um und überlasse ihn auch zeitweise der frischen freien Luft, damit er nicht ledern und geschmacklos wird. Nach diesem Rezept behandelt, wird der Gatte seinem Frauchen sehr gut bekommen.